

BRIEF AUS NEW YORK

„Dachtest du, das würde nichts kosten?“

In dem Kinofilm „Luther“ sagt Martins Beichtvater Staupitz zum Reformator: „Du sagst, du wolltest die Dinge ändern. Dachtest du, das würde nichts kosten?“ Diese Frage schwebt immer noch über der Kirche.

Bischöfe existieren, damit sie die Einheit der Kirche wahren – die der Lehre und die ihrer Mitglieder. Was aber, wenn beides in Konflikt gerät? Ein Beispiel: Vor kurzem schlug es hohe Wellen, dass Bischof Thomas Paprocki von Illinois seinen Mitbruder, Kardinal Robert McElroy von San Diego, öffentlich der Ketzerie beschuldigte. McElroy betont die Einheit der Mitglieder der Kirche und wendet sich an diejenigen, die ausgeschlossen

wurden. Paprocki nennt das ketzerisch, weil es die Einheit der Lehre der Kirche bedroht.

Im Hintergrund lauert der deutsche Synodale Weg. Er wird regelmäßig von der amerikanischen Rechten als Bedrohung für den katholischen Glauben herangezogen. Und von der Linken, um die Kirche zu retten. Solche Differenzen sind nichts Neues. Neu ist nur, dass diese Kämpfe jetzt in der Presse stattfinden. Und dass Bischöfe, Laien und Klerus Partei ergreifen. Die Synodalität hat also die Ehrlichkeit gefördert und Unterschiede aufgedeckt, über die früher niemand redete.

Im Englischen sagen wir: „Der, der die Evolution unmöglich macht, macht die Revolution unvermeidlich.“ Die Dinge in der Kirche ändern sich. Es bleibt jedoch die Frage, ob die Kirche in den USA bereit ist, die Kosten dafür zu zahlen.

Donald Baker
Pfarrer in New York



LEUTE

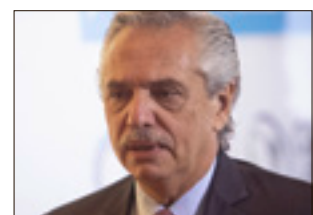


Die Moderatorin **Andrea Ballschuh** (50) hat über eine Fernsehserie zu Gott gefunden. „Im vergangenen Sommer habe ich mir die Serie ‚The Chosen‘ angeschaut“, sagte sie dem Magazin „Grandios“. Die US-Serie über das Leben Jesu habe sie gleich erreicht. „Die Botschaft ging mir direkt ins Herz. Ich begann, in der Bibel zu lesen. Die Serie war für mich der Türöffner zu Gott.“ Ebenfalls geholfen habe ihr ein Aufenthalt in einem Schweigekloster. „Ich hatte mich selbst aufgegeben. Ich wusste nicht mehr: Wer bin ich eigentlich? Ich wusste nicht, was meine Bedürfnisse sind. Die Zeit im Schweigekloster war das Beste, was mir passieren konnte. Ich hatte keine Ablenkungen mehr, ich war mit mir alleine.“



Der ARD-Vorsitzende **Kai Gniffke** (62) will kirchliche Verkündigungsangeboten in den öffentlich-rechtlichen Sendern nicht missen. „Mein Tag beginnt seit jeher mor-

gens um 6.30 Uhr mit der Morgenandacht im Deutschlandfunk. Darauf möchte ich nicht verzichten“, sagte er dem KNA-Mediendienst. Er finde es gut, dass selbst bei Pop-Wellen zwischen durch Ernsthaftes zu hören ist. „Natürlich versuchen wir, den Leuten gute Laune zu machen. Aber wichtig ist, dass es auch die Inseln der Ruhe im Programm gibt, wo Menschen kurz innehalten und auftanken können“, so Gniffke. Es gehöre dazu, sich „am Ende auch über die letzten Fragen des Lebens Gedanken zu machen“.



Argentinien Präsident **Alberto Fernandez** (63) sieht in Papst Franziskus den „größten moralischen und ethischen Anführer, den die Welt hat“. Das sagte er am Rande einer Prozession zu Ehren des Papstes in Buenos Aires. „Ich war viele Jahre lang wütend auf die Kirche. Ich sah sie als weit entfernt von den Armen und ihren Bedürfnissen“, so Fernandez. Das habe er auch Franziskus gesagt, als er noch Bergoglio war. „Und dann hat er etwas Wunderbares getan. Franziskus hat mich wieder an die Kirche glauben lassen.“

Foto: Stefan Schilde



Ein Lieblingsort des Katholiken und Bauunternehmers Joachim Gericke: die Alte Försterei, Stadion von Union Berlin.

Bauen, Glaube, Union

Joachim Gericke zählt zu den ersten Ostberliner Bauunternehmern nach der Wende. Der Katholik lernte schon im Kindesalter, sich zu behaupten. Als Unternehmer nutzt er sein Netzwerk auch für soziale Zwecke.

VON STEFAN SCHILDE

„Ich bin sozusagen ein Naturberliner“, sagt Joachim Gericke. „Im Spreewasser getauft und in der Geburtsklinik Maria Heimsuchung Pankow zur Welt gekommen.“ Dass er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, hat vielleicht auch mit seiner Kindheit und Jugend zu tun. Denn er musste sich gegen viele Hindernisse behaupten.

Das begann im Elternhaus. „Mein Vater ist aus der Kirche ausgetreten, war als stellvertretender Schuldirektor in Prenzlauer Berg SED-Mitglied. Meine Mutter war eine Vertriebene aus Schlesien, eine richtig katholische Frau. Dank ihr konnten meine Schwester und ich alle Sakramente durchlaufen“, erzählt Gericke. Dennoch waren die Konflikte daheim eine Belastung, man habe Kompromisse finden müssen. „Zum Beispiel, dass ich kein Ministrant werde. Die Teilnahme an der Jugendweihe musste ebenfalls sein, sonst hätte mein Vater riesigen Ärger bekommen.“

„Minderheiten haben es nicht leicht“

Ärger gab es auch in der Schule. „Meine Schule, an die ein Kinderheim angeschlossen war, war ein gewalttätiger Ort“, sagt Gericke. Manchmal wurde er wegen seines Glaubens zur Zielscheibe. „Wir waren zwei Katholiken in meiner Klasse. Eines Tages gingen wir auf dem Nachhauseweg vom Reli in der Gemeinde Corpus Christi durch einen Tunnel, wo Kameraden aus der Schule schon warteten. Es flogen die Fetzen.“ Für die Mitschüler „waren wir halt die Idioten, die in die Kirche gingen“.

Außerdem war er von strukturellen Diskriminierungen betroffen. So blieb ihm die Teilnahme an der Erweiterten Oberschule verwehrt. „Sicherlich wegen meiner frechen Rotznase, aber auch aus politischen Gründen“, sagt Gericke. Diese Erfahrungen

haben ihn geprägt: „Ich begriff: Menschen, die anders sind, heute nennt man sie Minderheiten, haben es nicht leicht.“

Dennoch habe es in der DDR auch viel Solidarität gegeben. „Man hat sich viel geholfen“, sagt Gericke. „Etwa, wenn sich jemand ein Häuschen baute oder ein Er-

» Wir waren die Idioten, die in die Kirche gingen. «

JOACHIM GERICKE

satzteil für seinen Trabbi brauchte.“ Das sei heute nicht mehr so. „Meine Erfahrung ist: Mit steigendem Wohlstand sinkt die Solidarität. Wohlstand verkrustet die Seele.“ Dagegen müsse man auch heute ansteuern, sagt er.

Sein Bauunternehmen gründete Joachim Gericke schon vor der Wende. Er hatte an politischen Demonstrationen teilgenommen, war auch am 8. Oktober 1989 vor der Gethsemanekirche, wo Demonstranten von der Staatsgewalt zusammengeknüppelt wurden. Und am 4. November auf dem Alexanderplatz, als Gregor Gysi sprach. „Durch mein aktives Christsein war ich nah an den politischen Entwicklungen dran. Deshalb wusste ich auch: Mit der DDR geht es zu Ende.“

Mit vier Gleichgesinnten aus seiner Gemeinde Corpus Christi rief er den Bund katholischer Unternehmer (BKU) in der DDR ins Leben und gründete mit Duldung der Kombinatsleitung des VEB Elektro-Apparate-Werke Berlin-Treptow im Jahr vor der Wende seine eigene Bau-GmbH.

Es dauerte nicht lange, da flatterte der erste Auftrag hinein. Der Auftraggeber: seine Heimatgemeinde Corpus Cristi, deren damaliger Pfarrer Herrmann Josef Weinszihr sich in den Kopf gesetzt hatte, dem Gotteshaus einen neuen Glockenturm zu verschaf-

fen. „Er schickte mich mit 2000 D-Mark zu einem Holz-Großverkauf. Auf der Rückfahrt schliffen dann die Baumstämme auf der Straße“, sagt Gericke und lacht. „Es waren schon wilde Jahre.“

Dass sich seine Firma so gut entwickelte, sagt Gericke, habe er auch dem BKU zu verdanken.

„Ich erfuhr damals viel Unterstützung. Man könnte auch sagen, ich hatte Schutzengel.“ Aber er habe auch viel Zeit investieren müssen, „um mich in dem Haifischbecken Bauwirtschaft zu behaupten“.

Und dann kommt die Rede auf den 1. FC Union Berlin. 1999

wurde Gericke zu einem Benefizspiel zugunsten des damals finanziell darbenenden Regionalligisten mitgenommen. „Ich spielte in einem Team lokaler Unternehmer gegen die erste Mannschaft. Nach 20 Minuten auf dem Feld konnte ich nicht mehr, schloss nach dem Spiel aber einen Sponsoringvertrag für die Nachwuchsabteilung ab.“ Auch am Stadionneubau der „Alten Försterei“ war Gericke beteiligt; er ist einer der Erbauer der Haupttribüne, auf der er heute seine Loge und seinen Platz hat.

Seine Verwurzelung im Unterstützerkreis des Vereins nutzt er auch für soziale Zwecke: 2015, am Höhepunkt der Flüchtlingsbewegung aus Syrien, nahm ihn der Pfarrer von Treptow-Köpenick, Matias Laminski, mit ins Erstaufnahmelager Allende II. „Dort sah ich fast 400 Flüchtlinge, die meisten davon junge Männer, die dort herumvegetierten. Ich dachte mir: Das kann auf Dauer nicht gutgehen.“ Zusammen mit anderen aus dem Umfeld des 1. FC Union gründete er den Verein „Türöffner“, der mittlerweile über 400 Menschen zu einem Arbeitsplatz oder einem Praktikum verholfen hat und dafür mehrfach ausgezeichnet wurde. Derzeit hilft der Verein vor allem geflüchteten ukrainischen Frauen. Inzwischen tritt der 69-Jährige

kürzer. Er hat seine Anteile an seiner Firma an die Mitarbeiter übergeben, auch im Kirchenvorstand ist er nicht mehr. „Wir haben viel erreicht, den Pfarrsaal und die Wohnungen im zweiten Stock renoviert. Aber nach so vielen Jahren Hochbetrieb musste ich einen Schlussstrich ziehen.“ Das Sponsoring für Union bleibt dagegen. Für die Anhänger der „Eisernen“ sei ihr Verein wie eine Religion, sagt Gericke. „Er gibt den Menschen sehr viel: Heimat, Gemeinschaft, Perspektive.“

„Ich gehe nicht mit dem Glauben hausieren“

Wenn auch die Kirche wieder mehr Menschen begeistern möchte, sagt Joachim Gericke, müsse sie sich ändern: „Der Pflichtzölibat, die völlig verkrustete Sexualmoral, mitunter auch die strenge Liturgie. Ich war mal in der Karibik, dort haben die Leute im Gottesdienst getanzt!“ Doch obwohl er mit vielen Dingen unzufrieden ist, ist Gericke dabei geblieben – und steht auch zu seinem Glauben. „Als Kardinal Woelki Berliner Erzbischof war, sträubte sich Union dagegen, ihn bei einem Spiel offiziell zu empfangen. Ich habe mich erfolgreich dafür starkgemacht, dass die Verantwortlichen ihre Meinung dazu ändern.“

Generell gelte im Stadion aber: Union steht im Vordergrund. „Wenn ich darauf angesprochen werde, spreche ich gern über meinen Glauben, aber ich gehe damit nicht hausieren“, sagt Gericke. Das bedeute aber nicht, dass Kirche im säkular geprägten Osten weniger wirke: „Die Gemeinde St. Josef tut viel im Stadtteil, hat hier am Stadion auch schon mal Lebensmittel an Flüchtlinge ausgegeben. Dass das einfach gemacht wird, ohne sich dafür selbst auf die Schulter zu klopfen – das kommt gut an.“

Und auch in der kommenden Generation der Familie Gericke ist Gott kein Schnee von gestern. Zwar seien seine beiden Söhne eher auf Distanz zur Kirche gegangen: „Aber mein ältester Enkel, der schon mit seinen zehn Jahren sehr viel nachdenkt, möchte sich gern taufen lassen. Das ist für mich das Schönste: dass er von sich aus so entscheiden hat.“